

BUCHBESPRECHUNGEN

ARTHUR M. SCHLESINGER

DIE TAUSEND TAGE KENNEDYS

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Wolfgang J. und Christa Helbich. Scherz Verlag, Bern-München-Wien 1966. 928 S., Ln. 38,— DM.

Tausend Tage dauerte *John F. Kennedys* Präsidentschaft, vom Januar 1961 bis zu jenem unvergeßlichen Schicksalstag im November 1963. An ihrem Beginn schien die Welt festgefroren in den Schützengräben des Kalten Kriegs, das offizielle Amerika verständnislos gegenüber den fortschrittlichen Kräften in Europa und den revolutionären Strömungen in den Entwicklungsländern; in den USA selbst herrschte Stagnation in der Wirtschaft, Stagnation im intellektuellen Leben, Interesselosigkeit unter der Jugend; jedenfalls an der Oberfläche, wenn auch die Kandidatur *Stevensons* die latente Bereitschaft zu einer veränderten Haltung deutlich gemacht hatte. An ihrem Ende eine Welt, in der die Entspannung zwischen Moskau und Washington endlich wieder neue friedlichere Möglichkeiten eröffnet hatte; in der mehr und mehr die fortschrittlichen Kräfte in der Welt auf die USA blickten, nicht die konservativen; dynamische USA, wirtschaftlich im Aufschwung; endlich bemüht, ihre sozialen Ungerechtigkeiten zu beseitigen; die Jugend, die Universitäten voll intellektueller Vitalität, gestärkt im Bewußtsein, endlich wieder ein gesellschaftlicher, ein politischer Faktor geworden zu sein.

Es war vielleicht noch nicht das „golden age of poetry and power“, das der weißhaarige Dichter *Robert Frost* bei Kennedys Amtseinführung prophezeite, aber immerhin ein gutes Stück auf dem Weg dahin. Der stimulierende Einfluß der intellektuellen Phantasie auf die Macht war ebenso fruchtbar wie umgekehrt der disziplinierende Einfluß der Macht und Verantwortung auf die Intellektuellen, die sich in der ungewohnten Lage sahen, daß man sie

nicht nur zur Beratung heranzog, sondern sogar auf ihre Worte hörte.

Prominent unter diesen Intellektuellen war *Arthur Schlesinger jr.*, wie vorher schon sein Vater Geschichtspräsident der Harvard-Universität. Seine Hauptwerke, über die Zeitalter und die Präsidentschaften von *Andrew Jackson* und *Franklin D. Roosevelt*, zeugten von seiner Sympathie mit den Epochen sozialer Erneuerung — jene Epochen, die den Vereinigten Staaten glücklicherweise die blutigen revolutionären Erschütterungen ersparten, durch die in anderen Ländern die Anpassung an veränderte gesellschaftliche Situationen sich vollzieht. Als einer der persönlichen Berater Kennedys im Weißen Haus war Schlesinger unmittelbar beteiligt oder hatte er direkten Einblick in die wichtigsten Beratungen und Entscheidungen; als Historiker hat er die Gabe, die Details in die größere Perspektive einzuordnen; als Schriftsteller versteht er es, die Ereignisse außerordentlich lebendig darzustellen.

Man hat Schlesinger vorgeworfen, daß er zu rasch und zu einseitig über diese noch allzu gegenwärtigen Geschehnisse geschrieben habe; daß er oft ungerecht über andere an den Ereignissen beteiligte Personen geurteilt habe; daß er in manchen Enthüllungen zu indiskret gewesen sei (etwa über die Umstände, die *Johnson* unbeabsichtigt zum Vizepräsidenten machten). Wie er selbst in seinem Vorwort schreibt, will sein Buch keine vollständige Geschichte von Kennedys Präsidentschaft sein, sondern die persönlichen Memoiren eines Beteiligten, mit der dadurch unvermeidlichen Akzentuierung einiger Gebiete (vor allem Außenpolitik) und Vernachlässigung anderer (etwa Beziehungen zum Kongreß oder zur Demokratischen Parteiorganisation). Aber in dem durch diese Beschränkungen gesetzten Rahmen gelingt es Schlesinger, die Persönlichkeit Kennedys und die Bedeutung seiner allzu kurzen Amtsperiode plastisch darzustellen. Die Tatsache, daß Schlesinger besonders an den Beratungen über außenpolitische Fragen beteiligt war, macht das Buch natürlich für den europäischen Leser besonders interessant.

Es gibt aber auch vor allem einen Begriff von der ungeheuren Komplexität des Amtes eines amerikanischen Präsidenten, der zugleich Staatsoberhaupt, Regierungshaupt (mit einem nur ihm, nicht dem Parlament verantwortlichen Kabinett), Parteiführer und Überster Heerführer ist. Ganz zu schweigen von dem meinungs- und geschmackbildenden Einfluß, den solche Prominenz im Zeitalter der Massenkommunikationsmittel, gewollt oder ungewollt, begleitet. Andererseits die verschiedenartigen Grenzen, die der Autorität des Präsidenten auch innerhalb des eigenen Landes gesetzt sind: die Bremswirkung des Kongresses, der traditionell Jahrzehnte hinter der gesellschaftlichen Entwicklung herhinkt; die Schwer-

fälligkeit und das Eigengewicht der Regierungsbürokratie, von der speziell State Department, CIA und ein Teil der hohen Militärs bei Schlesinger schlecht wegkommen; die Einflüsse gesellschaftlicher Organisationen wie Schwerindustrie, Agrarinteressen, Kirchen, Gewerkschaften, Negerbewegung; schließlich die Notwendigkeit, der öffentlichen Meinung Rechnung zu tragen.

In Schlesingers Schilderung wird die Komplexität von Kennedys Persönlichkeit deutlich, die der Komplexität des Amtes gewachsen war: seine ehrgeizige und manchmal rücksichtslose Energie, das weite Spektrum seiner Interessen, sein wacher, scharfer Verstand, seine intellektuelle Aufgeschlossenheit, sein historischer Sinn, seine durch persönliches Leid vertiefte Menschlichkeit, sein schlagfertiger Witz, der — seltene Gabe — auch die eigene Person aufs Korn nehmen konnte. Man gewinnt Einblick in die enorme Bedeutung eines engen persönlichen Vertrauten wie *Robert Kennedy*, der als Auge, Ohr und manchmal linke Hand des Präsidenten unentbehrlich war; in die in klassischer Weise kultivierende Wirkung und Tätigkeit von *Jackie Kennedy*.

Von besonderem Interesse ist natürlich die Darstellung der außenpolitischen Entwicklung und Ereignisse: wie Kennedy aus seinem einzigen großen Fehltritt und Fehlschlag, der Bay of Pigs-Invasion im Frühjahr 1961, die Lehren und die Konsequenzen zog; wie er sich nach der ihn tief erschütternden Konfrontation mit *Chruschtschow* in Wien vom Sommer 1961 an intensiv darauf konzentrierte, das Verhältnis zu Rußland auf eine neue Ebene zu bringen und die Welt vor einem Kollisionskurs zu bewahren; gipfelnd schließlich in der wahrhaft staatsmännischen Lösung der Kuba-Krise im Oktober 1962, die aus einer beinahe hoffnungslosen kriegerischen Situation den Weg zu einer grundlegenden Entspannung eröffnete, welche dann im Teststop-Vertrag ihren ersten greifbaren Niederschlag fand.

Schlesingers Darstellung dieser außerordentlichen Leistung läßt um so tragischer die sinnlosen Schüsse von Dallas erscheinen, welche dieses einmalige glückliche Zusammentreffen von Geist und Tatkraft auf 1000 Tage beschränkten; sie bringt uns grausam zum Bewußtsein, wie schlecht seitdem der Spielraum genutzt wurde, den diese Entspannung für die amerikanische Außenpolitik geschaffen hatte, wie rasch der Kredit verschwendet wurde, den Kennedys Persönlichkeit und Politik für die USA in der Welt akkumuliert hatten.

Es ist selten, daß einer der Akteure auch ein guter Beobachter ist; noch seltener, daß er außerdem noch faßlich, präzise und prägnant schreibt. Wer diese kurzen, entscheidenden Jahre wieder erleben und verstehen will, soll sich diesen unmittelbaren Zeugenbericht nicht entgehen lassen.

Günther Eckstein, New York

OSSIP K. FLECHTHEIM
HISTORY AND FUTUROLOGY

Verlag Anton Hain KG, Meisenheim am Glan 1966. 136 S.,
13,40 DM.

Wer sich mit der Geschichte der abendländischen Utopie befaßt, die eine Geschichte der Träume und Entwürfe eines besseren Lebens, einer vollkommeneren gesellschaftlichen und politischen Ordnung ist, der stellt heute fest, daß unsere Zeit ein steiniger Boden für Utopien geworden ist. Wohl werden immer noch Utopien geschrieben, aber es sind mehr nur Glasperlenspiele des Geistes ohne jede politische Strahlungskraft. Wir sind heute gebrannte Kinder der Utopien, oder besser: der Versuche, Utopien zu verwirklichen und mit Hilfe der Staatsgewalten die Menschheit zu ihrem gesellschaftlichen und politischen Glück zu zwingen. Es gibt nicht nur einen Ideologieverdacht, sondern auch so etwas wie einen Utopieverdacht und das Feld des Utopischen wird heute eindeutig von der Gegen-Utopie beherrscht, und das heißt: nicht von Wunschträumen, sondern von Angstträumen. *Karl Kerenyi* hat einmal geschrieben, die Utopie stelle das „unerreichbare Erwünschte“ dar, während die Gegen-Utopie — man denke etwa an *Wells' „Zeitmaschine“*, an *Huxleys „Gute neue Welt“* oder an *Orwells „1984“* — vor dem „erreichbaren Unerwünschten“ warne. Der utopische Traum von Arkadien hat der gegenutopischen Furcht Platz gemacht, die Menschheit renne bei ihrem Versuch, dieses Arkadien zu verwirklichen — mit Wissenschaft, Technik, Staatssozialismus etwa — ins Verderben.

Diesen gegenutopischen Warnungen vor einer katastrophalen Fehlentwicklung der Menschheit kommt unbestreitbar eine wichtige geistig-politische Funktion zu. *Orwells „1984“* dürfte nicht unwesentlich dazu beigetragen haben, der Welt die Augen zu öffnen für die schaurige Fehlentwicklung, die der Marxismus in der Form des Stalinismus nahm. Aber andererseits ist es mit Warnungen allein nicht getan, und die Gegen-Utopie beschwört ihrerseits eine Gefahr herauf: die Gefahr, daß überhaupt jeder Wille, die Zukunft bewußt zu gestalten, Modelle einer besseren Zukunft zu entwerfen, gelähmt wird, und daß man sich fatalistisch mit dem „Status quo“ abfindet, ja möglicherweise sogar noch reaktionär hinter ihn zurückgeht und eine längst überholte Vergangenheit utopisiert (oder ideologisiert). Es konnte nicht ausbleiben, daß auch der Boom der Gegen-Utopien und der Ideologiekritik wieder eine Reaktion hervorrief. Eine Gegenbewegung setzte ein, die dem Nachdenken über die Zukunft, dem Entfernen von Modellen der Zukunft wieder zu ihrem Recht verhelfen will, und diese Gegenbewegung hat sich den von Prof. *Ossip K. Flechtheim* schon vor zwanzig Jahren geprägten Namen „Futurologie“ gegeben.

Schon dieser Name beweist, daß damit nicht bloß die traditionelle Form der Utopie, wie sie von *Plato* über *Thomas Morus* bis zu den utopischen Sozialisten des 19. Jahrhunderts entwickelt worden ist, gemeint sein kann. Diese neue Form des Entwerfens von Zukunfts-Modellen nennt sich eine „Logie“ und erhebt damit den Anspruch, eine Wissenschaft zu sein. Aber kann es eine Wissenschaft von der Zukunft geben? Auf diese Frage sucht *Flechtheim* selbst in seiner jüngsten Publikation, in der er eine Reihe von Aufsätzen zu dem Thema vorlegt, eine Antwort zu geben. Das Buch ist in englischer Sprache unter dem Titel „History and Futurology“ (Verlag Anton Hain, Meisenheim am Glan) erschienen, mit einem Vorwort von *Robert Jungk*, in dem dieser andere bekannte Futurologe die These aufstellt: „Eine Untersuchung der Zukunft verdient sich das Recht, sich selbst wissenschaftlich zu nennen, wenn sie beginnt, sich selbst in Frage zu stellen, ihre Grenzen zu erkennen und sich auf Hypothesen über zukünftige Entwicklungen zu beschränken.“

Damit ist vielleicht das Entscheidende bereits gesagt: die Futurologie will keine Utopie sein, die ohne Rücksicht auf die Wirklichkeit und ohne sich allzusehr um die Möglichkeiten einer Verwirklichung zu kümmern, Wunschgebilde hinstellt, sondern sie will mit den Methoden der modernen Wissenschaft — zu denen ja auch das Aufstellen von Hypothesen gehört — versuchen, vom Boden der Gegenwart aus zukünftige Entwicklungen zu erkennen und zu gestalten. Damit ist die Utopie gewissermaßen ins Laboratorium geraten und *Jungk* vergleicht die Futurologie denn auch mit der Feldtheorie der modernen Physik.

Flechtheim begnügt sich aber nicht mit einer Darstellung dessen, was er unter Futurologie versteht, er holt weiter aus. Er beginnt mit einigen Aufsätzen über das Thema „Geschichte und Theodizee“, in denen er kritisch zur Geschichtsmetaphysik der *Hegel*, *Marx*, *Spengler*, *Toynbee* usw. Stellung nimmt. Auch diesen ging es um eine Art „Futurologie“, aber ihre Geschichtsauffassung hat weitgehend einen religiösen Charakter: sie konzipieren die Geschichte als säkularisierte Theodizee.

Flechtheim bekennt sich zu einer pluralistischen Auffassung der Geschichte: „Die Geschichte stellt ein höchst kompliziertes Zusammenspiel von Fortschritt und Rückschritt dar, von Ruhe und Bewegung, von Errungenschaften und Verlusten, von Entwicklung und Dekadenz.“ Man kann die Geschichte nicht als Theodizee auffassen, sondern nur als endlose Odyssee des Menschen.

Heute jedoch ist es vielleicht zum ersten Male möglich geworden, die Geschichte wissenschaftlich zu analysieren, und zwar gewissermaßen auch nach vorn, in Richtung auf die Zukunft. Dabei ist der Futurologe, der heute nicht mehr die Sterne befragen kann, auf die

Hilfe der Soziologen, Psychologen, Politologen und Ökonomen angewiesen, denn die Futurologie ist nicht einfach Prophetie, sondern Flechtheim nennt sie eine „neue Wissenschaft der Wahrscheinlichkeit“. Es geht ihr nicht um das Aufstellen von pseudoreligiösen Dogmen über den Verlauf des Geschichtsprozesses, sondern darum, mit Hilfe von Arbeitshypothesen wahrscheinliche Entwicklungen vorauszusehen, damit die Menschen wissen, was sie erwartet, wenn sie dies oder jenes tun oder nicht tun. Das Herausarbeiten wahrscheinlicher Entwicklungen soll dann die Menschen befähigen, in der Gegenwart sich so zu verhalten, daß die zur Katastrophe hinzielenden Entwicklungen gestoppt oder zumindest gebremst und gleichzeitig diejenigen gefördert werden, die eine hellere Zukunft verheißen.

Die Futurologie ist somit eine politische Wissenschaft. Sie ist von einer politischen Intention getragen und es ist gewiß nicht zufällig, daß der Begriff „Futurologie“ ungefähr zu der Zeit geprägt wurde, da der Mensch die Atombombe erfand. Obgleich die Futurologie auf allen Lebensgebieten eingesetzt werden kann, geht es ihr — Flechtheim macht daraus kein Hehl — in erster Linie darum, die Menschheit zu befähigen, ihre Zukunft so zu planen, daß diese nicht mit einem kollektiven Selbstmord endet. So weist Flechtheim der Futurologie die Aufgabe zu, jenen Weltstaat zu planen, der geschaffen werden muß, wenn die Menschheit überleben will. Freilich nicht als Traumbild einer absoluten Perfektion und Harmonie, sondern im Bewußtsein des antagonistischen Charakters aller Geschichte und der Begrenztheit und Unvollkommenheit alles Menschlichen. So wendet die Futurologie sich gleichzeitig gegen eine Dogmatisierung der Geschichte und der Politik im Sinne etwa des Bolschewismus und des Faschismus wie gegen den Fatalismus der Gegen-Utopisten, die nur die möglichen Katastrophen ausmalen und keinen Weg aufzeigen, wie diese zu vermeiden sind: „Die Futurologie entwirft die Zukunft weder als utopisches Paradies noch als gegenutopische Hölle.“

Diese neue Wissenschaft der Futurologie steht erst am Beginn ihres Beginns. Viele Fragen, vor allem methodologischer Natur, bleiben noch zu klären. Aber wer möchte bestreiten, daß ihr Grundpostulat sehr ernst genommen werden muß: daß die Menschheit, will sie nicht an ihren eigenen „Errungenschaften“ zugrunde gehen, weit intensiver und nüchterner als bisher über ihre Zukunft nachdenken und weit entschiedener als bisher versuchen muß, die Entwicklung unter Kontrolle zu halten und — im Rahmen des Möglichen — zu planen.

Es bleibt zu hoffen, daß dieses wichtige Buch bald auch in deutscher Sprache vorliegen wird.

Dr. Arnold Künzli

BENEDICTA MARIA KEMPNER
PRIESTER VOR HITLERS TRIBUNALEN

Verlag Rütten und Loening, Mündien 1966. 496 S., Ln. 26 DM.

Die Autorin bemüht sich seit einigen Jahren, das Schicksal der etwa 4000 katholischen Priester, die in Deutschland und in den von den Deutschen besetzten Gebieten von den Nazis getötet wurden, zu klären und bekanntzumachen. Ein Teilergebnis dieser Arbeit ist das vorliegende Buch, das 131 Namen nennt (darunter allerdings auch die von zwei Nonnen und den des evangelischen Pastors *Dietrich Bonhoeffer* sowie diejenigen einzelner Priester, die ihr Todesurteil überlebten, weil sie vor der Vollstreckung von den Alliierten befreit wurden).

Der Wert des Buches liegt in einzelnen ausführlichen Darstellungen von Prozessen des Volkserichtshofs gegen Priester. Frau Kempner hat ein immenses Aktenstudium geleistet und viel bisher unveröffentlichtes Material bekanntgemacht. Die Technik von *Hitlers* Richtern und Spitzeln, seinen Strafvollzugsorganen und seiner Vernichtungsbürokratie wird ebenso deutlich wie das bis dahin unbekanntes Leid, das er mit diesem Apparat über einzelne Menschen und ihre Angehörigen gebracht hat (Thema des Buches sind eben diese Einzelschicksale, nicht die Massenvernichtung). — Die Herausgeberin konnte durch ihre Nachforschungen auch bei der Klärung des Schicksals von Opfern helfen, deren Richter heute in der Bundesrepublik zur Verantwortung gezogen werden sollen (z. B. bei den Verfahren gegen *Rehse*, *Rathmayer* und *Kolb*). Die Auskunft der zuständigen Behörden allerdings, daß den heutigen Angeklagten die subjektive Einsicht in das Verbrecherische ihres Tuns nicht nachzuweisen sei und sie deshalb straflos bleiben müßten — die Herausgeberin veröffentlicht auch diese Briefe —, gehört zu den erschütterndsten Dokumenten des Buches.

Trotz seines Dokumentationscharakters ist das Buch nicht in wissenschaftlicher Absicht geschrieben worden, sondern als Versuch einer „Martyrologie“ (S. 7). Diesem Ziel dient wohl auch der Umstand, daß die meisten Priester nur mit ihrem Namen und einem ganz kurzen Lebenslauf genannt werden (besonders die nichtdeutschen), so wie man es auf manchen Toten-Tafeln findet, die ja die Absicht haben, wenigstens die Namen der Opfer nicht dem Vergessen anheimfallen zu lassen.

Unter diesem Aspekt der Martyrologie sind alle diese Priester um ihres Glaubens willen getötet worden. Eine wissenschaftliche Untersuchung hätte bei den dargestellten Schicksalen zu differenzieren, etwa zwischen Priestern, die aktive Widerstandskämpfer waren (z. B. unter den französischen und belgischen); solchen, die getötet wurden, einfach weil sie zur Intelligenz ihres Volkes gehörten (polnischen

z. B.); solchen, die in Predigten oder Privatgesprächen vor Hitlers Politik warnten; Priestern, die am Sieg Hitlers zweifelten (schon das brachte vielen den Tod) und schließlich Priestern, die aus Glaubensgründen Hitler die Gefolgschaft versagten.

Die Wissenschaft wird auch nicht die Meinung der Autorin teilen können, im Kampf gegen das Christentum sei der Nationalsozialismus „ebenso hart und unerbittlich wie in seinem Rassenfanatismus“ gewesen (S. 9). Aber diese Erörterung gehört nicht notwendig hierher. Alle Priester, die in diesem Buch erscheinen, waren Opfer Hitlers, ihr Tod herbeigeführt durch verbrecherische Urteile.

Werner Beutler

FRAGEN SIE JOSEPHINE

Afrikanischer Alltag in Leserbriefen. Herausgegeben von Barbara Hall. Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 1965. 156 S., Ln. 16,80 DM.

Wir sind daran gewöhnt, die afrikanischen Länder nach ihren politischen Ereignissen zu beurteilen — eine sehr summarische Betrachtungsweise und im Grunde abstrakt. Wirrea und Fortschritte in diesen Ländern werden verursacht und getragen von Menschen, die den Übergang von der Agrar- zur Industriegesellschaft nicht wie in Europa in Jahrhunderten, sondern innerhalb einer Generation bewerkstelligen müssen.

Den Anflug einer Ahnung von der sozialen Atmosphäre, in der sich dieser Übergang vollzieht, vermittelt eine von *Barbara Hall*, der Frau des Herausgebers der *Central African Mail*, einer in Losaka, Nordrhodesien, erscheinenden Tageszeitung, zusammengestellte Sammlung von Leserbriefen an die Zeitung ihres Mannes.

Kenneth Kaunda, Premierminister von Nordrhodesien, unterstreicht durch sein Vorwort die Bedeutung, die er diesem Buch, aber auch der Spalte „*Tell me Josephine*“ der *Central African Mail* beimißt. „Welche Maßstäbe werden sich im täglichen Leben Afrikas durchsetzen?“ fragt er: „Ich habe die Hoffnung und den Glauben, daß Afrika charakteristische und in sich stimmige Gesellschaftsformen entwickeln wird.“ *Barbara Hall* meint dazu: „Während sich die industrielle und soziale Revolution vollzieht, befenden sich nicht selten Stammessitten und westliche Verhaltensmaßstäbe. Die Afrikaner in den Städten gehören keinem Stamm mehr an; dennoch empfinden sie die Bindung an ihre alten Überlieferungen und betrachten das Dorf, in dem sie geboren wurden, als den Sitz der Autorität — selbst dann noch, wenn sie viele Jahre nicht dort gewesen sind. Sie fühlen sich schuldig, wenn sie sich den strengen Gesetzen der Dorfältesten nicht mehr beugen, die im Busch zu-

rückblieben und häufig nie eine Stadt gesehen haben.“ (S. 11)

Aus Unsicherheit werden die Briefe geschrieben. Die Wahl des Ehepartners, den man liebt, den aber die Familie nicht will — oder nicht bezahlen kann, Aberglaube, Hexerei, Krankheiten, Wohnungsnot, Trunksucht, Untreue usw. spielen in diesen Briefen eine Rolle, aber auch die große Bedeutung der Technik, wie sie in der Bewertung von Film und Radio zum Ausdruck kommt. Alles wird offen — ohne Tabus und Vorurteile — und so gefragt, daß man die Dringlichkeit einer Antwort spürt.

Ein Zimmermann bekommt für sich und seine Familie kein ordentliches Haus. „Wir haben kein Wasser, kein Licht, keine Schulen und keine Toiletten, aber die Stadtverwaltung sagt, daß sie eine große Bierhalle für uns bauen will. Wenn wir Bier trinken und sie daran verdient, dann wird es eines Tages Wasser aus Hähnen für uns geben. Wieviel Bier muß ich trinken, bis meine Kinder Wasser trinken können?“ Und „Josephine“ antwortet: „Sie haben recht, mein Freund, das System der Bierhallen ist schlecht. Wenn es unter den Leuten in Ihrer Nachbarschaft einen Ausschuß gibt, der sich um Ihre Interessen kümmert, dann unterstützen Sie ihn; vielleicht sollte man eine Abordnung in den Stadtrat schicken. Bitten Sie auch die Vertreter der Kirche, sich in den Stadtratssitzungen für Sie zu verwenden.“ (S. 144 f.)

Die Einrichtung solcher Leserbriefkästen ist in den Industriestaaten oft zu einem Eldorado für Nichtigkeiten geworden. Das ist vorläufig in dieser afrikanischen Zeitung nicht zu befürchten.

Wer „Josephine“ ist? „Alle Zeitungen haben ihr Geheimnis... Wer sie ist, wurde nie verraten“, heißt es über sie. Das jedenfalls hat sie mit europäischen und amerikanischen Kollegen gemeinsam.

Wenn man bedenkt, daß die kindlichen und für unsere Breiten zuweilen abseitigen Fragen von Menschen gestellt werden, die immerhin schon lesen und schreiben können, dann kann man sich ungefähr ausmalen, welche Probleme für die afrikanischen Politiker zu lösen sind, die es ja in der Mehrheit mit Analphabeten zu tun haben.

Annemarie Zimmermann

KURZ ANGEZEIGT

Als Bestandsaufnahme, Querschnitt und Dokumentation der deutschen Sozialversicherung und Sozialgerichtsbarkeit bietet das Handbuch umfangreiches und aktuelles Material. Neben wissenschaftlichen Abhandlungen enthält der Band die Dokumentation der Gesetzgebung, der Erlasse und Bescheide der Verwaltungsbehörden, sowie Auszüge aus der

Rechtsprechung und dem Schrifttum. Ein umfangreiches und sorgfältiges Register macht dieses Buch für die Praxis wertvoll.

(„Die Sozialversicherung der Gegenwart“, Jahrbuch für die gesamte Sozialversicherung und Sozialgerichtsbarkeit. Unter Mitwirkung zahlreicher Fachkenner — herausgegeben von Staatsminister o. ö. Professor Dr. Theodor Maunz und Bundesrichter Dr. Hans Schraft, Bundessozialgericht. Band 1/2: Doppelband mit Dokumentation für 1961 und 1962, XXXII und 755 S., Groß-Oktav, Plastikeinband, 56 DM. Erich Schmidt Verlag — Berlin, Bielefeld, München, 1963.)

*

Dr. Detlev Zöllner macht auf knappem Raum den Versuch einer Gegenüberstellung der Entwicklung der öffentlichen Sozialleistungen und der wirtschaftlichen Entwicklung. Neben einer ausführlichen Darstellung der verschiedenen Sparten der Sozialleistungen werden vor allem zahlreiche internationale Gegenüberstellungen von Indien über Finnland bis zu den europäischen Staaten gebracht, freilich mit allen Vorbehalten, die hinsichtlich der Vergleichbarkeit internationaler Statistiken anzumelden sind.

(Sozialpolitische Schriften, Heft 16, öffentliche Sozialleistungen und wirtschaftliche Entwicklung — Ein zeitlicher und internationaler Vergleich von Dr. Detlev Zöllner. Verlag Duncker & Humblot, Berlin — München 1963, 118 S., brosch., 15,80 DM.)

*

Die folgende Schrift beschäftigt sich mit der Entwicklung der Preise und Löhne in der Bundesrepublik. Es wird versucht, eine quantitative Gegenüberstellung der Entwicklung der Kosten und der Löhne zu geben und daraus Schlußfolgerungen auf eventuelle Rückwirkungen auf das Preisniveau zu ziehen. Das Ergebnis der Analyse, das Preiserhöhungen „in unregelmäßiger Folge (als) Ergebnis einer Kostenerhöhung oder ... eines Nachfrageüberhangs“ erklärt, ist mit Vorsicht zu betrachten. („Kieler Studien“ — Forschungsberichte des Instituts für Weltwirtschaft an der Universität Kiel — herausgegeben von Professor Dr. Dr. h. c. Erich Schneider — Band 64: Preise und Löhne in der Bundesrepublik Deutschland seit 1950, von Dr. Adolf Francke. Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1964, IV, 77 S. 15 Tabellen und 8 Schaubilder, brosch., 12 DM.)

*

Das seit den Urvätern der theoretischen Nationalökonomie umstrittene Problem der Einkommensverteilung versucht Alfred Stobbe auf makroökonomischer Basis zu lösen. Nach einer makroökonomischen Gleichgewichtsanalyse der funktionellen Verteilung wird der Einfluß der Lohnpolitik auf die Verteilung

untersucht, wobei vor allem die „langfristige Konstanz des Lohnanteils behandelt wird“. Zu einer eindeutigen Aussage über diese Konstanz oder Nichtkonstanz kommt Stobbe hier nicht.

(„Kieler Studien“ — Forschungsberichte des Instituts für Weltwirtschaft an der Universität Kiel — herausgegeben von Professor Dr. Dr. h. c. Erich Schneider — Untersuchungen zur makroökonomischen Theorie der Einkommensverteilung, von Privatdozent Dr. Alfred Stobbe. Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1962. 166 S., brosch., 18 DM.)

*

Das folgende Buch ist in Memoriam Julius Hirsch erschienen, dem wohl bedeutendsten Handelswissenschaftler. In zwanzig Aufsätzen werden die verschiedenartigen Probleme des Handels untersucht, wobei Autoren wie Joachim Tiburtius (Berlin) und Daniel Bloomfield (USA) die Spannweite der Beiträge andeuten. Es fehlen neben den Wissenschaftlern auch nicht Männer der Praxis. Als einer der interessantesten Beiträge ist der Aufsatz „Dynamik im Handel“ von Gottlieb Duttweiler (Zürich) zu nennen.

(„Der Handel heute“, in Memoriam Julius Hirsch — herausgegeben von Karl Christian Behrens. Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1962. XVI und 322 S., brosch., 24 D-Mark, Ln. 29 DM.)

Dr. H. E.